

Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik 2023 | Dankesrede

von Jutta Person

Verleihung am 27.04.2023 auf der Leipziger Buchmesse

Leuchtende Details

Sehr geehrte Frau Schmidt-Friderichs,
sehr geehrte Jury des Alfred-Kerr-Preises,
sehr geehrte Damen und Herren,
lieber Lothar Müller,

als Alfred Kerr im August des Jahres 1900 seinen wöchentlichen Plauderbrief von Italien aus nach Deutschland schickte, war die Pflanzenwelt des Gardasees an der Reihe. „Oben auf den Felsen, unter den Ölbäumen, steigen wilde Kakteen von irrsinniger Gestalt ans Licht, grün und hellgrau, mit unglaublich fetten, riesenlangen, tiefenden Stachelblättern“, schwärmt er, um dann botanisch alles auf eine Karte zu setzen: „in diesem Land triefen selbst die Kakteen.“ So bringt der hochgradig begeisterte, aber auch hochgradig komödiantische Kerr seine Italienliebe ins Spiel, nachdem er gleich im ersten Satz festgehalten hatte, wie „blödsinnig schön“ der ganze Gardasee sei; fast so, als ob die Postkartenidylle ihre eigene Unwirklichkeit bewusst zur Schau stellen würde. Ich gebe zu, dass mich die Formulierung mit den tiefenden Kakteen sofort gepackt hat, ja, dass ich lange im Labyrinth dieser „Berliner Plauderbriefe“ verschwunden bin, obwohl ich eigentlich nur nach einem treffenden Zitat für meine Dankesrede gesucht habe.

25 Jahre lang, von 1897 bis 1922, hatte Alfred Kerr einmal wöchentlich einen Plauderbrief für die „Königsberger Allgemeine Zeitung“ verfasst, und wer in dieses Dreitausend-Seiten-Universum eintaucht, ist verloren. Ich muss dazu sagen, dass ich keine Kerr-Kennerin bin: Als der Wallstein-Verlag vor zwei Jahren die vierbändige Plauderbrief-Ausgabe herausbrachte, habe ich zwar einige Rezensionen gelesen, nicht aber die Briefe selbst. Das hat sich in den letzten Wochen geändert. Ich bin hängen geblieben in diesem Textmassiv und süchtig geworden. In gewisser Weise ein perfekter Zufall: Ich wollte mich in den folgenden zehn Minuten auf die Spur der Sogwirkung machen, die Literatur, oder genauer: erzählende Prosa, im besten Fall hat.

Warum zünden kleinste Formen, und was führt dazu, dass der Funke überspringt? Kann man sie mit den „luminous details“ in Verbindung bringen, den leuchtenden Details im Text, denen der Dichter Ezra Pound eine blitzartige Bewusstseinsweiterung zugeschrieben hat – so ähnlich wie bei einer elektrischen Entladung? Oder anders gefragt: Wie entstehen literarische Paralleluniversen, Textgehäuse und Gegenwelten, in die man wie in einen zweiten Raum verschwinden kann? Das ist weder literaturkritisch noch literaturwissenschaftlich eine besonders korrekte Frage, und es hat weder etwas mit Themen noch mit Gattungen zu tun. Aber der Luxus von Dankesreden besteht vielleicht genau darin: hemmungslos subjektiv unbeantwortbare Fragen zu stellen.

Im Kosmos der Kerr-Briefe sind einige Fragen durchaus beantwortbar: Die vier Bände wirken wie eine Zeitmaschine, die einen umstandslos ins Kaiserreich und in die Weimarer Republik transportiert, in ein Gebirge aus Großstadtgossip, Landpartien, Gerichtsprozessen, europäischen Reisen und Warenhausbesuchen. Kerr wird zum Beobachter der technisch-industriellen Moderne: ein hypersensitiver Verkehrsteilnehmer, der registriert, wie sich Menschen und Maschinen neu aufeinander ausrichten; von der Droschke, die um 1900 am Alexanderplatz im Stau steht, bis zur neuen Hochbahn, die er herzlich hasst. Dass man sich so gut in diesen Plauderbriefen verlieren kann, liegt vielleicht auch daran: Sie wirken wie eine überbordende Realiensammlung des anbrechenden Jahrhunderts, in der Maschinen allmählich die Macht übernehmen und alle Grenzen neu justiert werden. Etwas Gestaltwandlerisches und elektrisch aufgeladenes bricht sich hier Bahn, und Kerr

verflüssigt alles in seinen Formulierungen, von den pferdelosen Equipagen bis zu den italienischen Kakteen. Vor allem bei den Fortbewegungsmitteln geht es immer auch um neue Formen der Selbststeuerung *und* neue Formen des Kontrollverlusts. Wie verlockend und zugleich beängstigend das ist, lässt sich zur Zeit täglich in jedem KI-Artikel nachlesen.

Zugegeben, über diese fünfundzwanzig Jahre hinweg gibt es auch Durststrecken, und der Chronist, wie er sich selbst nennt, glänzt nicht immer mit nachvollziehbaren Positionen (der anfängliche Kriegsjubel im Jahr 1914 gehört dazu). Dass Kerr später, im Lauf der zwanziger Jahre, zum wortgewaltigen Feind der Nazis wurde und im Februar 1933 sofort ins Exil flüchten musste, ist der viel bekanntere Teil seiner Vita. Zu diesem Kerr-Bild gehören auch die berühmten Theater- und Literaturkritiken aus der Weimarer Republik, mit ihrer römischen Nummerierung und den oft genug scharfrichterlichen Urteilen. Dagegen lassen diese frühen Kolumnen eine Charakteristik entstehen, in der das *Wie* viel entscheidender ist als das *Was*. Egal, ob es um Hutmoden, das Wetter oder den (ebenfalls herzlich verachteten) Futurismus geht: die pure Sprachlust zählt.

Charakteristik ist das Stichwort, auf das ich eigentlich hinauswill: Sie steckt in einzelnen Wörtern, im Satzbau oder im Rhythmus. Nach Schlegels „Charakteristiken und Kritiken“ bedeutet Charakterisieren, ein Buch „zugleich zu beurteilen und *nicht* zu beurteilen“, indem man nach seinen Eigentümlichkeiten sucht. Verstehen kann man einen Geist oder ein Werk, wenn man seinen „Gang und Gliederbau nachkonstruieren kann“. Diese Ur-Idee der Literaturkritik ist für mich auch heute noch gültig. Es gibt aber noch eine andere Komponente der Charakteristik, die etwas mit dem Eigenleben der Dinge zu tun hat. Von den Eigentümlichkeiten zum Eigenleben: etwas hat sich verselbständigt in der Moderne, seither zirkulieren Dämonen und Geister im Text, die etwas Drittes entstehen lassen. Was mich interessiert, ist diese Form des Energietransfers, ob es um die Verschmelzung von Organischem und Mechanischem geht oder um die Zwischenzone von Menschlichem und Nichtmenschlichem. Ihren Ort finden solche neuartigen Mischverhältnisse in der Literatur.

Ich möchte das an zwei Beispielen verdeutlichen und setze deshalb zu einem Sprung in die literarische Gegenwart an. In beiden Fällen hat man es mit grandiosen Morphing-Phantasien zu tun, die den erwähnten Gestaltwandel zwischen Belebt und Unbelebt in Gang setzen.

Marion Poschmanns Roman „Die Sonnenposition“ dreht sich um einen höchst merkwürdigen Erzähler: Der Psychiater Altfried arbeitet in einer Anstalt, die in einem Barockschloss im Osten der Republik untergebracht ist. Dort kümmert er sich um kranke „Wendeopfer“ und schwärmt einem Freund hinterher, der als Biolumineszenzforscher nach den Leuchtstoffen von Fischen oder Quallen sucht. Altfried, der Psychiater, pflegt ein bizarres Hobby: Er ist Erbkönig-Jäger, das heißt, er sucht nach getarnten Auto-Prototypen und camoufliert sich dabei auch selbst. Er geht dabei bis zur Unkenntlichkeit in den ödesten Umgebungen auf: „Eine Pflastersteinreihe werden, eine Asphaltdecke, mit der Hauswand verschmelzen. (...) Parkbank werden. Telefonzelle werden. Verkehrsschild werden.“ Eine faszinierende Form der Selbstauflösung, die mit dem Abstreifen des Humankostüms einhergeht.

In Clemens Setz' Roman „Die Stunde zwischen Frau und Gitarre“ erfindet die Hauptfigur Natalie phantastische Verschaltungen: Radieschen haben „rattenschwanzartige Zündschnüre“, sonntags verharren die Bagger „in anmutiger Erstarrung, den Schaufelarm zur sanften Drohgebärde gegen den Himmel erhoben“. Und wenn sich der Kater kratzt, entsteht ein „Helikoptergeräusch“. Clemens Setz ist einem transhumanen, spezie-übergreifenden Körpergedächtnis auf der Spur, das einen Zugang zu den allerseltsamsten Unterwelten legt.

Noch dazu pflanzt er eine Art Literaturtheorie in den Roman. Natalies literarisch ambitionierter Exfreund erwähnt die „luminous details“, eine Technik, die er aus Workshops kennt; die Handlung werde dabei an unbestimmten, leuchtenden Details aufgehängt. Für Natalie klingt das so langweilig, dass sie innerlich sofort Amok läuft. Aber das Wort luminous hat sich in ihrem Synästhetikerinnenhirn festgesetzt. Die ursprüngliche Luminous-detail-Quelle ist Ezra Pound, auch deshalb hat Setz dem

Roman ein Pound-Motto vorangestellt. Sein tausendseitiges Synästhesie-Epos arbeitet allerdings daran, durch einen Overload an leuchtenden Details letztlich alles mit allem zu verbinden: eine klassische Paranoia-Situation.

Marion Poschmanns Erbkönig-Jäger, der sich in ein Verkehrsschild verwandelt, und die Synästhetikerin von Clemens Setz, die aus leblosen Dingen etwas unheimlich Belebtes macht, sind zumindest entfernte Verwandte. Sie sind Abkömmlinge einer langen Tradition, deren Träume von Selbststeuerung und Kontrollverlust auch sprachlich etwas Neues hervorgebracht haben.

Im gestreckten Galopp ins neue Jahrhundert rauschen, die Zügel nur locker in der Hand – wohl wissend, dass noch ganz andere Kräfte im Spiel sind: Ich komme noch einmal auf Alfred Kerrs Plauderbriefe zurück, genauer, auf den Gardasee-Brief vom August 1900. Wenn er nicht Schriftsteller geworden wäre, bekennt Kerr, wäre er gern ein italienischer Fuhrmann, der im Einspänner von Dorf zu Dorf braust, „den Hut schief auf dem Kopfe“, „eine endlos dünne Cigarre flott zwischen den Zähnen haltend“. Kerr hatte die Gabe, sich aus dem Schreiben immer auch ins wahre Leben zu verabschieden, ins Land der tiefenden Kakteen zum Beispiel. Sein überragender Sprachwitz bringt die Details zum Leuchten und hilft uns, seinen Leserinnen und Lesern, auch heute auf die Sprünge.

Beim Börsenblatt und bei der Jury des Alfred-Kerr-Preises bedanke mich von Herzen für diese ehrenvolle Auszeichnung – ich verstehe sie als Ermutigung und gehe gestärkt in alle kommenden Schreibrunden. Gleichmaßen danke ich Lothar Müller für diese wunderbare Laudatio! So ein Preis ist auch deshalb ein großes Glück, weil man als freie Kritikerin in einer Art Kapsel sitzt und manchmal nicht sicher sein kann, ob und wie irgendetwas ankommt von dem, was man sich so denkt. Meinen Kolleginnen und Kollegen danke ich, dass sie sich mit mir freuen können, auch wenn sie den Preis genauso verdient hätten (diesen zeitlos gültigen Satz habe ich mir von Daniela Strigl geklaut). Und Ihnen allen danke ich für Ihre geschätzte Aufmerksamkeit.

© Jutta Person, 2023